

Im Griff der Technik moderner Landwirtschaft

ULRICH EBELING

Großvaters Arbeitsmethoden und -geräte sind auch in der Landwirtschaft nicht mehr konkurrenzfähig. Wie auf vielen Gebieten, hat die Entwicklung im Verfolg rationeller Bewirtschaftung einen Riesensprung getan. Technik und Chemie sind die Beherrscher der modernen Landwirtschaft.

Fortschritte sind zu begrüßen, und ich hätte nichts dagegen, wenn nicht die Natur häufig rücksichtslos ausgebeutet und geschändet würde. Wir begegnen den Spuren und Folgen fast in jedem Revier – von der beängstigenden Vernichtung des Niederwildes durch Kreiselmäher und chemische Stoffe bis zur traurigen Feststellung, daß weitreichende landwirtschaftliche Umwälzungen, im wesentlichen durch die technische Entwicklung ausgelöst, die Lebensgrundlage vieler Wildarten, wie z. B. die natürliche Winteräsung, gefährden. Wer die Hege ernst nimmt, muß sich damit auseinandersetzen. Hierzu aus einem Jagdjahr ein paar Beobachtungen und Gedankensplitter, die an den langen Winterabenden zum Nachdenken und zur Diskussion anregen mögen.

Wie der Kraftwagen unser Wild auf den Straßen gefährdet, so tut es die Mähmaschine auf dem Feld und in der Wiese. Das eine Übel ist nicht geringer als das andere. Über die Zahl der Wildopfer auf den Straßen liegen glaubhafte Schätzungen vor. Das der Mähmaschine zum Opfer fallende Wild ist jedoch kaum erfassbar.

Was bisher mit Wildrettern mancherlei Art, deren Grundprinzip gleich ist, unternommen wurde, geschah ausnahmslos von privater Hand. Jäger haben die Ideen dazu geliefert. Die Wildretter sind inzwischen in unseren Kreisen allgemein bekannt, auch andere vorsorgliche Maßnahmen, welche bezwecken, die Ricke zu veranlassen, mit ihrem Kitz die Gefahrenzone zu verlassen.

Aber wo Gras oder Klee einen halben Meter und mehr hoch stehen, da hört die Wirkung all dieser Vorkehrungen leider auf. Beispiel: ein Revier von 350 ha, Gutsbetrieb, Jagd- und Gutspächter immer um das Wohl des Wildes bemüht. Im Sommer sollte das Mähen beginnen, Gras und Klee standen begeistert hoch.

Statt des Mähbalkens wird aber heute der Kreiselmäher eingesetzt. Dessen rotierende Scheiben mähen nicht, sondern rasieren, das ist buchstäblich zu verstehen! Bei dieser Art des Erntens ist das „Thema Junghase“ schon gar nicht mehr in der Debatte. Das ganz kleingehackte Häschen fällt nämlich nicht mehr auf.

Man versuchte auf dem Gut vorzubeugen. Wildretter, flatternde Papiersäcke, alles wurde benutzt. Am Tage vor dem Mähen gingen mehrere Jäger mit Hunden die Schläge durch. Dabei wurden tatsächlich zwei Kitze gefunden und aus dem Gefahrengebiet gebracht. Man hatte also alles getan. Erfolg: sieben zerhackte Kitze! Hasenverluste unbekannt.

Bei der Durchsicht der Streckenberichte eines Kreises stellte sich heraus, daß von 72 Revieren nur bei sechs der Verlust an Kitzen durch Mähen angegeben war. Den Rekord hielt ein Revier mit 17 Kitzen bei einem genehmigten Abschluß von 34 Stück Rehwild. Das ist die Hälfte dessen, was in dem Revier geschossen werden durfte. In den anderen fünf Revieren lagen die Zahlen bei 19, 25, 23, 19 und 39 Prozent.

Es besteht an folgenden Feststellungen kein Zweifel: Alle bisher erdachten und erprobten Wildrettungsvorkehrungen haben beachtliche Erfolge, wo sie tatsächlich Anwendung finden. Sie versagen fast alle dann, wenn der Graswuchs außergewöhnlich üppig ist, mit starker Untergrasvegetation. Wer solche Schläge nicht selbst gesehen und durchschritten hat, macht sich keine Vorstellung von dem Grad der Dichte und Verfilzung. Es gibt Jahre und auch Landschaften mit spärlichem Graswuchs und solche mit sehr üppigem. In letzterem Falle gibt es also noch nichts zur Rettung. In jedem Fall wird das Kitz auf optische und akustische Einwirkungen nur dann reagieren, wenn es schon älter ist. Frischgesetzte Kitze drücken sich vor allem. Sie sind kaum zu retten, es sei denn, daß sie das menschliche Auge im letzten Augenblick sieht. Das ist großer Zufall!

Immerhin, mit dem Wildretter haben wir ein Instrument, mit dem ein guter Prozentsatz des gefährdeten Wildes gerettet werden könnte. Seine Anbringung an den Mähsatz

erfordert vom Bauern einen gewissen Arbeitsaufwand, der in der Landwirtschaft bisher ungern gesehen wird. Seine Anwendung erfordert beim Arbeitsprozeß ein besonderes Maß an Aufmerksamkeit, wenn der Erfolg nicht in Frage gestellt werden soll. Auch das ist unbequem. Die Zahl der in Betrieb befindlichen Wildretter ist bisher so gering, daß sie kaum ins Gewicht fallen. Es besteht auch die Gefahr, daß sie als überflüssig angesehen werden, besonders dort, wo sie wegen der besonderen und oben erwähnten Verhältnisse versagen.

Bisher ist es so, daß die Retter nur eingesetzt werden, wenn es der Privatinitiative des Jägers gelingt, das zu erreichen, oder wenn der Landwirt selbst die Notwendigkeit einsieht. Aber das dürfte nicht genügen, um einen wirksamen Schutz auf breiter Grundlage zu bekommen.

Doch wie soll es nun mit der Wildrettung werden? Auch in dieser Hinsicht wird man um eine allgemein durchführbare Lösung nicht herumkommen. Es sei denn, man resigniert. Im letzten Jahr wurde in Süddeutschland ein neuer Wildrettertyp propagiert und in den Handel gebracht. Aber der Apparat ist zur Anbringung am Kreiselmäher nicht geeignet, also für viele landwirtschaftliche Betriebe überholt.

Die Industrie hat immer moderner gewordene Mäher konstruiert, so den Kreiselmäher. Dieselbe Industrie sollte veranlaßt werden, neben den „Rasierapparat“ eine Wildschutzvorrichtung zu setzen. Da muß gesetzlicher Druck nachhelfen, auch beim Benutzer der Maschine. Für den Straßenverkehr gibt es eine Verkehrsordnung, den Fahrzeugherstellern sind gesetzliche Auflagen gemacht worden, die sie beim Bau der Fahrzeuge respektieren müssen. Diese Auflagen werden, den verbesserten und wissenschaftlich untermauerten Erkenntnissen entsprechend, laufend ergänzt. Was dem Schutz der Menschen recht ist, sollte dem Schutz der Tiere billig sein.

Dem Gesetzgeber und der Industrie ist der Vorwurf nicht zu ersparen, bisher nichts getan zu haben, um die Bemühungen der Jäger mit praktisch erprobten Methoden des Wildrettens zu unterstützen. Nur erstere beide sind in der Lage, diesen Notstand auf breiter Basis einzudämmen und auf ein erträgliches Maß herunterzudrücken. In Wild und Hund Nr. 4 vom 18. Mai 1969 wurde darauf hingewiesen, was in dieser Hinsicht in der Tschechoslowakei erreicht worden ist.

In der gewerblichen Wirtschaft sorgen die Gewerbeaufsichtsämter dafür, daß gefährliche Maschinen mit Sicherheitsvorkehrungen versehen werden. Letztere können durch Ordnungsstrafen erzwungen werden. Ähnliches sollte m. E. auch für den Mäher überlegt werden.

Das nachfolgend zu behandelnde Thema hat zwar direkt mit den Gefahren der technisierten Landwirtschaft nichts zu tun, paßt aber in die Kultursteppe unserer zivilisierten Landschaft, die eine Folge aller Technisierung ist.

In einem Revier wurden ab Mitte März 1969, nachdem der Frost gewichen und die Schneewälle zusammengesunken waren, im Laufe von vier Wochen über 30 Rehe als Fallwild registriert. Zwei Stücke wurden dem Tierseucheninstitut in Neumünster zugeführt. Der Befund: „Bei der Untersuchung der beiden überbrachten Rehe (ein Bock und eine Ricke) wurden Tollwutveränderungen nicht festgestellt. Es bestand jedoch bei beiden Magenwurmbefall und außerdem Veränderungen an der Leber, die mit einer Leberschrumpfung einhergingen. Derartige Veränderungen können bei chronischen Vergiftungen auftreten. Es besteht somit die Möglichkeit, daß ursächlich Schädlingsbekämpfungsmittel in Frage kommen. Ein chemischer Nachweis derartiger Mittel ist allerdings kostspielig und sehr schwierig, da sich die Stoffe im Tierkörper zersetzen.“

Ob tatsächlich Gifte in Frage kommen (es befinden sich Baumschulen im Revier), könnte eben nur die „kostspielige und schwierige“ Untersuchung beweisen. Sie hätte auf Kosten der Jagdorganisation erfolgen sollen. Jetzt tappt man weiterhin im dunkeln. Es wäre m. E. sehr wichtig gewesen, zu erfahren, um was für ein Gift es sich handelt.

Ich neige hier allerdings zu der Annahme, daß das Fallwild auf den sehr harten Spätwinter zurückzuführen ist. Und diese Ansicht wird dadurch erhärtet, daß starke Fallwildverluste beim Rehwild hier im nördlichsten Bundesland immer dann eintreten, wenn Spätwinter mit starkem Frost einsetzen.

Dabei ist es unbedeutend, ob Schneefall damit verbunden ist oder nicht. Die Rehe in unserer Kulturstuppenlandschaft mit dichtester Besiedlung durch den Menschen und einer hochintensivierten Landwirtschaft finden an Äsung längst nicht mehr das, was ihnen ein Durchhalten in härteren Wintern ermöglicht. Es braucht zu der mangelhaften Äsung beim oft durch Wurmbefall geschwächten Rehwild nur noch eine falsche Fütterung hinzuzukommen, und die Katastrophe bleibt nicht aus.

Grundlage jeder Rehwildfütterung sollten Eicheln sein, die natürlichste Winteräsung. Die Eberesche, luftgedörnt ein hervorragendes vitaminhaltiges Futter, gibt es leider nicht alle Jahre. Wenn aber die Bäume weithin rot zu leuchten beginnen, also im August, dann sollte man – unter Zahlung eines zeitgemäßen Preises – Jungen zum Ernten der Dolden anheuern. Die Dolden werden zu Bündeln auf Bindfäden aufgehäpelt (25 bis 30 je Bund) und so zum Trocknen aufgehängt, daß sie gegen Regen und Sonne geschützt sind. In vier Wochen sind die Beeren zu „Korinthen“ getrocknet, und zwar so fest, daß man die Bündel im Winter über einen Stock streifen und so auf dem Rücken ins Revier tragen kann.

Dieses Futter ist Zugabe, sorgsam eingeteilt, weil man es nicht in beliebiger Menge zur Verfügung hat. Für Jäger, die auf dem Land ansässig sind oder zu den Landbewohnern eine enge Verbindung haben, dürfte die Beschaffung und das Dörren kein so großes Problem sein. Jeder noch so löchrige Schuppen auf dem Bauernhof eignet sich zum Trocknen. Ich weiß, diese Hinweise kommen für den jetzigen Winter zu spät, aber man achte bei Reviergängen auf das Vorkommen von Ebereschen und merke sich die Standorte für die nächste Ernte. Nachstehendes kann man aber auch jetzt in der zweiten Winterhälfte noch berücksichtigen.

Wenn Eicheln nicht genügend vorhanden sind, gibt man Sojaschrot, zweckmäßig mit frischen Rübenschnitteln oder kleingeschnittenen Kartoffeln (stärkehaltiger) gemischt, etwa im Verhältnis 1:6 bis 1:4. Wochenlang nur dieses Futter sollte man keinesfalls geben. Maissilage sowie Brauerei- und Obsttrester können zusätzlich gereicht werden. Von ersterem suchen die Rehe oft nur die weichen Maiskörner heraus. Vor dem ausschließlichen Verfüttern von reinem Mais muß gewarnt werden. Mit Mais Korn nachhaltig gefütterte Rehe sind an aufgeblähtem Pansen eingegangen.

Seit Jahren beobachte ich, daß in manchen Revieren Steckrüben breitflächig auf Wiesen oder Äcker geworfen werden, um dergestalt das Rehwild zu füttern. Ich halte das nicht für gut. Die Rehe sind natürlich da. Aber die Rüben werden abwechselnd Regen, Frost, Tauwetter, wieder Regen, Schnee und abermals Frost ausgesetzt, Fäulnis tritt ein, der Frost unterbricht sie, Regen taut die Rüben wieder auf. Das Reh nimmt sie, wenn die Felder ohne Äsung sind. Rüben in diesem Zustand sind ungeeignet für den Rehpannen. Gegen zerkleinerte Steckrüben, in Futtertrögen als Ein- bzw. Zweitagerationen gereicht, ist nichts zu sagen.

Für den Fachmann sind das alles Selbstverständlichkeiten. Aber es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß es vor allem darauf ankommt, das Rehwild nicht wochenlang einseitig zu füttern. Die gereichte Äsung soll nicht nur satt machen, vielmehr auch gesund erhalten. Das zu beachten, ist in unserer verstümmelten Landschaft heute sehr wichtig.

Zum 75jährigen Bestehen

von „Wild und Hund“ sind uns aus dem großen Kreis unserer Leser und Freunde sehr viele Glückwünsche zugegangen. Über diese Zeichen herzlicher Verbundenheit haben wir uns sehr gefreut. Es wird uns aber kaum möglich sein, allen jenen persönlich zu antworten, die anlässlich des Jubiläums an uns schrieben. Wir erbitten ein freundliches Verständnis dafür, daß wir deshalb auf diesem Wege unseren Dank sagen und allen Lesern versprechen, auch weiterhin um eine inhaltsreiche und jedermann befriedigende Gestaltung von „Wild und Hund“ bemüht zu sein.

Schriftleitung

Zu: „Im Griff der Technik moderner Landwirtschaft“

WuH Nr. 23 vom 8. Februar 1970, Seite 1025

Gerade der Landwirt hat seine Freude am Wild und beobachtet es gern, wenn er z. B. den ganzen Tag auf dem Schlepper hocken muß. Aber die landwirtschaftlichen Flächen müssen nun einmal bearbeitet werden, und dabei sind Wildverluste unvermeidbar. Der Landwirt ist ja nicht in einem riesigen Naturschutzpark tätig, sondern muß heute in fortwährendem hartem Bemühen um seine Existenz kämpfen. Wir Bauern können uns wegen der hohen Pachtpreise seit Jahren nicht mehr erlauben, auf eigener Feldmark die Jagd auszuüben. So wäre es sehr ungerecht, wenn ein Wildrettergerät allein zu Lasten der Landwirte gesetzlich vorgeschrieben würde. *Ernst Tribiahn*

„Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Mittel“ – meine ich als Nichtjäger. Läßt man einmal die emotionalen Gesichtspunkte dieser Reduzierung des Wildbestandes außer acht und versucht auch als Jäger, diesen Umstand ein-

mal wirtschaftlich zu betrachten, kann man schon einen gewissen Aufwand bei der Abwendung von Mähverlusten verantworten.

Deshalb folgender Vorschlag: Man beschaffe sich einen Wetterballon, wie ihn z. B. Wetterstationen für Windmessungen benutzen, und eine Sofortbild-Kamera mit Weitwinkelobjektiv. Es genügt eine einfache Ausführung der z. B. von Polaroid angebotenen Kameras; eine gewisse Weiterentwicklung wäre nötig! Ferner würde Infrarot-Negativ-Material benötigt, das Strahlen in Farben auflöst. Es gälte hier, bereits vorhandene Entwicklungen zu nutzen.

Der Aufstieg eines solchen Ballons mit der Kamera ist sehr schnell und sogar noch kurz vor der Mahd möglich. Der von der Kamera mit aufgenommene Referenzpunkt leitet den Jäger zu dem auf dem Bild als möglicher „lebender Fleck“ ausgewiesenen Platz. Ein diese Prozedur erleichternder Faktor ist das zur Mähzeit herrschende gute Wetter. Ballon-Füllungen müßten in Gasflaschen erhältlich sein. Der von mir gedachte Weitwinkel von 90 Grad ist durchaus üblich und auch ausreichend, um aus einer mäßigen und kontrollierbaren Höhe photographieren zu können. Das Halteseil sollte gleichzeitig Meßeinteilungen haben, um die für das Photo erforderliche Höhe bestimmen zu können. Ein Entwicklungsauftrag seitens des DJV könnte erfolversprechend sein. *Horst Gruhlke*

Die Jagd als Wirtschaftsfaktor war Thema eines Beitrages im Frühprogramm des Deutschlandfunks (3.05). Im Jagdjahr 1968/69 habe der Verkaufswert der Jagdstrecke in der Bundesrepublik bei 64 Millionen DM gelegen. Aus dieser Jagdstrecke könne der Bedarf in den Haushalten an Wildpret keineswegs befriedigt werden. Das meiste importierte Wildpret komme aus osteuropäischen Staaten. Das Jagen sei keineswegs mehr das Vorrecht einer bestimmten Gesellschaftsschicht. So stellten unter den Jagdpächtern mit etwa 53 % die Kaufleute die größte Gruppe, gefolgt von den freien Berufen mit 12 %, den Landwirten und Angestellten mit je 9 % und den Handwerkern mit 8 %.